
Johnson-Jahrbuch

Band 7/2000

Herausgegeben von
Ulrich Fries und Holger Helbig

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson VIII, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –
Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
Erscheint jährl. – Aufnahme nach Bd. 1. 1994
ISSN 0945-9227
Bd. 7. 2000 –

ISBN 3-525-20907-X

© 2000, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.
Internet: <http://www.vandenhoeck-ruprecht.de>
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany
Satz: Competext, Heidenrod
Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Ingeborg Gerlach

Ick vegæt di dat!

Zu den Gedankengesprächen in den *Jahrestagen*¹

1. Gedankengespräche

Die ohnehin komplexe Struktur der *Jahrestage* wird noch weiter kompliziert durch die kursiv gedruckten Gedankengespräche, die als ein Dialogsystem sui generis neben den Erzählbericht und die diversen Gespräche treten, die Gesine mit Marie, dem Genossen Schriftsteller und anderen Personen führt. Die mit Lebenden oder Toten geführten Gedankengespräche stehen zwar in Beziehung zum Erzählbericht oder den sonstigen Gesprächen, doch ist diese Relation oft sehr spezieller Art, so daß sie weitgehende Unabhängigkeit genießen.

Als Beispiel, wie diese Gespräche »funktionieren«, soll der Dialog zwischen Gesine und ihrem toten Vater vom 2. September 1967 gewählt werden; es ist das erste Gespräch zwischen beiden, das im Roman überliefert wird. Einmontiert ist es in eine erzählende Partie: Gesine berichtet von ihrem ersten Zusammentreffen mit Mrs. Ferwalter vor sechs Jahren im Riverside Park. Sie beschreibt, wie sie damals den Blick von der einätüwierten KZ-Nummer auf Mrs. Ferwalters Oberarm abwandte. An dieser Stelle wird erstmals Cresspahls Stimme im Gespräch mit Gesine hörbar:

Du bleib sitzen. Du weißt nicht, warum ich Gronberg wegschicken mußte. Du weißt nichts. Wenn ich gewußt hätte wie gut die Toten reden haben. Die Toten sollen das Maul halten. (JT, 45)

¹ Johnson, Uwe: *Jahrestage*. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl, Bd. I-IV, Frankfurt am Main 1970–1983.

Der kurze, knappe Dialog steht in deutlichem Kontrast zur Detailfülle des Berichts. Der Leser wird aus dem Fluß der langen Erzählsätze herausgerissen und für einen Moment Zeuge eines scharfen, fast böartigen Wortwechsels, dem man anmerkt, daß die Dialogpartner nicht zum ersten Mal miteinander streiten. Wichtiger vielleicht noch: Es ist kein Dialog im eigentlichen Sinne; der Wortwechsel besteht in einer gegenseitigen Aberkennung des Rederechts: Ihr wird attestiert, daß sie »nichts weiß«, was wohl bedeutet, daß sie ihm mit Vorwürfen vom Hals bleiben soll; er soll nicht reden dürfen, weil er tot ist.

Noch mehr Irritation erzeugt der zunächst unverständliche Inhalt des Gesprächs. Erst am 12. April 1968 findet sich die notwendige Erläuterung (JT, 980ff.): Erzählt wird von dem jüdischen KZ-Häftling Gronberg, der nach Dänemark flüchten wollte. Cresspahl sollte ihm helfen, einen Fischer aus Rande zu diesem gefährlichen Unternehmen zu überreden, lehnte dies aber ab, da er, wie er Gesine nach dem Krieg erklärte, »um des Einen willen nicht seine Sache mit den Engländern (gegen die Deutschen) gefährden« wollte. »Oft glaubte ich, dies zu verstehen. Ich wünschte sehr, Cresspahl auch hierin zu verstehen«, fügt Gesine hinzu (ebd.).²

An diesem Beispiel lassen sich verschiedene Aspekte des Stimmenhörens demonstrieren. Zum einen der Gegensatz zwischen dem Kontext und dem Dialog. Weiterhin die Spannung zwischen dem Gedankendialog und dem sehr viel später folgenden Bezugstext, die über fast 900 Seiten ausgehalten werden muß. Zwar ist der Abstand zwischen Dialog und Bezugstext in der Regel kürzer, doch auf das gute Gedächtnis des Lesers wird spekuliert. Die synthetisierende Leistung, die dem Leser abverlangt wird, ist ungeheuer gesteigert.

Zum epischen Kontext des Dialogs besteht oft nur eine sehr indirekte Beziehung; hier ist es Mrs. Ferwalters Tätowierungsnummer, die bei Cresspahl ein schlechtes Gewissen weckt. Genauer gesagt, Gesine unterstellt ihrem Vater, daß er ein schlechtes Gewissen haben müsse. Ihr Bemühen um Verständnis für Cresspahls damalige Entscheidung war vor sechs Jahren, zum Zeitpunkt, an dem das Gedankengespräch stattfand, offensichtlich noch nicht sehr weit fortgeschritten; sein Verhalten im Fall Gronberg war wohl der Punkt, den sie ihm am meisten verübelte, deshalb die Aggressionen bei beiden Gesprächspartnern.

Obwohl beide Seiten einander nicht als Dialogpartner akzeptieren, wird das Gespräch zwischen Vater und Tochter immer wieder aufgenommen. Möglicherweise ist Gesines Entschluß, Cresspahls Geschichte zu rekapitu-

2 Zur weiteren Interpretation dieser Passage vgl. auch das Kapitel »Heinrich Cresspahl«.

lieren, in ihrer Hoffnung begründet, durch das Erzählen Einsicht in seine Motive zu erlangen. Daß sie sich wünscht, ihn zu verstehen, macht den Dialog möglich, der in unregelmäßigen Intervallen fast durch den ganzen Roman hindurch fortgesetzt wird.

2. Stimmenhören und Erzählen

Drei verschiedene Typen des Stimmenhörens treten in den *Jahrestagen* auf: Zum einen ›hört‹ Gesine Worte (meist in Versform, manchmal aber auch als ›Volksweisheiten‹), die von keinem kenntlichen Sprecher herrühren und auch an keinen bestimmten Adressaten gerichtet sind; hierher gehören die Verse von der schwarzen Amsel (JT, 835) oder ähnliche Verse und Kinderreime. Weiterhin vernimmt sie in der Vergangenheit geführte Gespräche, so z.B. das Verlobungsgespräch zwischen Lisbeth und Cresspahl (JT, 49–51).³ Schließlich ist sie Adressatin von Gesprächen, die Personen aus der Vergangenheit oder Gegenwart mit ihr führen; dazu zählen die meisten Kursivdruck-Passagen in den *Jahrestagen*.

In einem Brief an den Psychologen A. M. äußert sich Gesine zum Phänomen des ›Stimmenhörens‹ (JT, 1538–1541); sie gibt an, daß sie die Gespräche aus der Vergangenheit (also offensichtlich die zweite Gruppe) als eine »Zuwendung der Personen von damals« an ihre Person empfinde.

Die intensive Beschäftigung mit der Vergangenheit, der Gesine unterliegt, mündet in das Erzählprojekt. Gesine ›hört‹ die Stimmen aus der Vergangenheit, die eine plausible Version dessen vortragen, was damals sich zugetragen haben könnte. Auffällig ist der Terminus »Zuwendung«. Sie begreift das Gehörte offenbar als ein ›Geschenk‹, das ihr von den Personen gemacht wird, mit denen sie sich in Gedanken befaßt. Gesine erfährt von ihnen nichts Neues (davon wird noch die Rede sein), doch sie erhält eine faßliche – und das bedeutet: erzählbare – Version dessen, was geschehen ist. Für ihre narrativen Zwecke bedeutet dies zweifellos einen Gewinn.

3 Auch das Gespräch, das Cresspahl und Kommissar Vick an Lisbeths Todestag führen, ›hört‹ sie im Fieber (JT, 738ff.). Die in der Literatur öfter vertretene These, daß sie wegen ihrer Krankheit nicht dazu in der Lage gewesen sei und daß allein der Genosse Schriftsteller der Rezipient dieser Gespräche gewesen sei, ist m.E. nicht stichhaltig. Gesine ›träumt‹ die Vorgänge bis zur Verhaftung Brühavers; dafür spricht der Dialog mit Marie, in dem diese berichtet, daß die Mutter im Schlaf »Nicht schlagen« gesagt habe (JT, 768).

Auch die Texte der ersten Gruppe, die Verse etc. transportieren Stimmungshaftes, das dem Erzählen zugute kommt.⁴ Zudem erwecken die Dialoge, die Gesine »hört«, den Anschein von Authentizität: So muß es (oder mindestens: so könnte es) damals gewesen sein.

Offensichtlich steht auch die dritte Art des Stimmenhörens, mit der ich mich hier eingehender beschäftigen will, im Zusammenhang mit dem Erzählen. In Dialogen, die manchmal den Charakter von Streitgesprächen annehmen, setzt sie sich mit Personen der Vergangenheit und Gegenwart auseinander; oft sind Dinge, die gerade erzählt wurden, der Auslöser dafür. Manches soll korrigiert werden, was seit langer Zeit die Beziehung zwischen Gesine und der betreffenden Person belastete. Manchmal ist das Erzählen sogar der Grund, eine Person »herbeizuzitieren«, deren Existenz erst durch dieses Erzählen wahrscheinlich geworden ist.⁵

3. Erzählen und Beziehung

Insofern ist das Erzählen auch eine Vermittlung von Beziehungen. Ja, man könnte sagen, daß daraus der größte Teil des Erzählens im Roman besteht: daß über eine Person ihre Beziehungen zu anderen Personen dargestellt werden, die relevanten Beziehungen, nämlich die, die diese Person in den Zustand gebracht haben, in dem sie jetzt ist, und die Beziehungen, die sie jetzt unterhält, um am Leben zu bleiben, sich zu behaupten, sich zu verändern. Danach könnte man den Roman auch das Beziehungssystem der Personen nennen: Beziehungen allerdings nicht nur zwischen Personen, sondern auch zu gesellschaftlichen Institutionen oder auch zum Wetter, wozu ja ein Individuum seine eigene, ihm unabspreekbare Beziehung hat.⁶

So Johnson in einem Interview aus dem Jahre 1972. Folgt man seiner Definition des Romans als eines Geflechts von Beziehungen und versucht man, diese Definition auf die »Jahrestage« anzuwenden, so zeigt sich bald, daß gerade die Gedankengespräche dazu dienen, Gesines Beziehung zu bestimmten Personen (oder auch zu einer Institution wie der *New York Times*) »wiederzugeben«. In diesen Gesprächen manifestiert sich ihr – pri-

4 Bereits auf den ersten Seiten findet sich der Kindervers vom »Hackenniedertreten«: Er schlägt die Brücke zwischen der Küste New Jerseys und der Mecklenburgischen, zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit. Zur weiteren Bedeutung dieses Verses vgl. das Schlußkapitel.

5 Vgl. dazu die Bemerkungen zu Gesine Redebrecht.

6 Bichsel, Grass, Johnson, Wohmann: Wie ein Roman entsteht, in: Gertrud Simmerding/Christof Schmid (Hg.), Literarische Werkstatt. Interviews mit Friedrich Dürrenmatt u.a., München 1972, S. 63-72.

mär affektives – Verhältnis zu ihrer vergangenen und gegenwärtigen Umwelt. Johnson läßt diesen Bezug durch einen Gedankendialog in Erscheinung treten und stattet Gesine zu diesem Zweck mit der ›Gabe‹ des Stimmenhörens aus. So kann der Leser anhand dieser Stimmen selber nachvollziehen, wie sie ihre Beziehung zu bestimmten Personen sieht und wie ihrer Meinung nach die Gesprächspartner diese Beziehung einordnen.

Diese ›hörbar gemachten‹ Manifestationen von Beziehungen sind jedoch nicht statisch, sondern offen für Veränderungen; daß Gesine an solchen interessiert ist, zeigt sich, wenn sie im Lauf des erzählten Jahres mehrere Gespräche mit derselben Person führt. Durch die permanente Erzähl-tätigkeit treten die Beziehungen, die Gesine pflegt(e), deutlich hervor. Auch deren Störungsanfälligkeit und Zerbrechlichkeit dürfte ihr bewußt geworden sein. Im Zusammenhang mit dem Erzählen ›spricht‹ sie mit den Personen, die ihr Leben geprägt haben und noch prägen, sie setzt sich mit ihnen auseinander.

Was diese imaginären Dialoge kennzeichnet, ist zum einen die Tatsache, daß sie ohne Rücksicht auf die Grenzen von Raum und Zeit geführt werden, zum anderen aber ihre Direktheit: Beide Gesprächspartner nehmen kein Blatt vor den Mund, sie sagen einander, was sie denken. In diesen Gesprächen werden auch alte Rechnungen auf den Tisch gelegt, die im realen Gespräch (z.B. zu Lebzeiten der Betroffenen) nicht hatten bereinigt werden können; jetzt gelingt es in einigen Fällen.

Entscheidend ist, daß auf das Lügen verzichtet wird. Lügen, vor allem politisch oder gesellschaftlich bedingtes, hat in Gesines Leben eine große Rolle gespielt: Vom Lügen, das Cresspahl dem Kind notgedrungen beibrachte, bis zum Stillschweigen über gesellschaftliche Tatbestände wie den Vietnamkrieg, über den sich die Angestellte Cresspahl tunlichst keine Meinung erlauben sollte und der ihre Tochter bei Sister Magdalena in Bedrängnis bringt. Seinen Höhepunkt erfährt das ›offizielle‹ Lügen im Schulunterricht der DDR. Im direkten Kontrast dazu übt sich Gesine jetzt in unbedingter Wahrhaftigkeit, wenn sie ›in Gedanken‹ mit jemandem spricht.

Die Kehrseite dieser Wahrhaftigkeit ist die eklatante Unhöflichkeit, der sich Gesine speziell gegenüber den Toten befleißigt: »Die Toten sollen das Maul halten« (JT, 45), »Wenn nur die Toten das Maul halten wollten« (JT, 278), »Dat de Dodn dat Mul holhn dedn« (JT, 391) usw. Doch auch sie muß sich von den Toten sagen lassen, was ihr unangenehm ist: Daß sie z.B. ihre Tochter auf eine teure Schule schickt, damit diese vor den Negativseiten des Lebens bewahrt bleibt usw. (JT, 99ff.).

4. Gesprächstheoretische Untersuchung (nach Schulz v. Thun)⁷

Schulz von Thun beschreibt die »vier Seiten« einer Nachricht: 1) Sachinhalt, 2) Selbstoffenbarung, 3) Beziehung, 4) Appell. In den Gedankengesprächen, an denen Gesine als Gesprächspartnerin beteiligt ist, spielen alle vier Aspekte eine Rolle, wobei die emotionalen Aspekte die inhaltlichen an Bedeutung oft übertreffen.⁸ Dabei nimmt die Emotionalität sehr unterschiedliche Ausprägungen an. In den Gesprächen mit Jakob, Anita oder Kliefoth zeigt sich herzliches Wohlwollen oder zumindest das deutliche Bestreben nach Übereinkunft. In anderen Gesprächen, vor allem denen mit Cresspahl oder mit den Toten, herrscht Dissonanz, die so weit geht, daß die Gesprächspartner einander das Rederecht absprechen; sie akzeptieren einander also nicht einmal als Dialogpartner. Während in allen Gedankengesprächen der Beziehungsaspekt eine hervorragende Rolle spielt (»So stehen wir zueinander«), tritt speziell in den Gesprächen mit den Toten der Appell in den Vordergrund: Die Toten wollen Gesine zum Tun und Lassen bestimmter Handlungen bewegen. Gesine findet es unerträglich, daß die Toten so mit ihr verfahren (Beziehungsaspekt) und setzt sich ihrerseits zur Wehr mit der Aufforderung zum »Maulhalten« (Appell).

Selbstoffenbarung findet sich verstärkt in »Versöhnungsdialogen«, so z.B. wenn Gesine oder einer ihrer Gesprächspartner sich entschuldigt für eine Verhaltensweise in der Vergangenheit. Stark affektiven Charakter gewinnt diese Selbstoffenbarung in den Gesprächen zwischen Gesine und ihren Eltern, denen sie etwas »vergißt«. In diesen Dialogen akzeptieren die Gesprächspartner einander uneingeschränkt.

5. Funktionsweise der Gedankengespräche

Am Beispiel eines Jahre zurückliegenden Gesprächs mit Marie soll erklärt werden, wie die Gedankengespräche »funktionieren«:

7 Schulz von Thun, Friedemann: Psychologische Vorgänge in der zwischenmenschlichen Kommunikation, in: Fittkau, Bernd/Müller-Wolf, Hans-Martin/ders.: Kommunizieren lernen (und umlernen): Trainingskonzepte und Erfahrungen, Braunschweig 1977, S. 9-100.

8 Die Gedankengespräche weichen von gewöhnlichen Dialogen insofern ab, als sich nicht eindeutig zwischen Sender und Empfänger trennen läßt, da Gesine beide Rollen einnimmt. Das wirkt sich vor allem beim Aspekt »Beziehung« aus: Es wird jeweils die Beziehung Gesine – Partner wie auch die zwischen dem Partner und Gesine definiert.

[...] das meiste Gespräch war stumm, blickweise, in Gedanken:

gäbst du überhaupt auf, mir zuliebe?

Gib mir diese zwei Jahre. Dann gehen wir nach Westdeutschland für so lange du willst.

Denkst du denn aufzugeben (JT, 20)

Die vierjährige Marie kann noch nicht die Fragen formulieren, die Gesine ihr in den Mund legt. Gesine ›ahnt‹, was ihre Tochter empfindet; sie ist, wie sie später dem Psychologen A. M. schreibt, in der Lage, die Gedanken ihrer Tochter nachzuvollziehen (JT, 1538–1541) und darauf in Gedanken zu antworten. Sie kann ›hören‹, was ihr Gegenüber denkt. Im selben Brief äußert sie den Verdacht, daß sie es selbst sei, die dem Gegenüber ›eine andere akustische Strähne unterschiebt‹, wehrt sich aber gegen diese Vermutung mit dem Hinweis auf die gegen sie selbst gerichteten Momente, die diese Stimmen artikulierten.

Gegen diese ihre eigene Deutung soll von Gesines ›Urheberschaft‹ an den Stimmen ausgegangen werden. Ihr Unbewußtes, so die hier aufgestellte These, läßt sie auch Texte formulieren, die sich gegen sie selbst wenden. So formuliert sie auf beiden Seiten: ihren eigenen Part und den der Gegenseite, der sie in den Mund legt, was diese – mutmaßlich – artikulieren würde, gerade auch dann, wenn der Text gegen sie (Gesine) selbst gerichtet ist. Mit einigen Partnern kommt kein Gespräch zustande, weil eigene Schuld Gesine das Gespräch verstellt; an anderer Stelle wird ganz spontan ein unerwartetes ›Gespräch‹ möglich.

6. Auseinandersetzung mit Riordan

In der Forschungsliteratur hat vor allem Colin Riordan sich mit dem Phänomen des ›Stimmenhörens‹ beschäftigt. Daß er dies im Rahmen einer Untersuchung über »The Ethics of Narration« unternimmt, bleibt nicht ohne Auswirkungen auf das Modell, von dem er ausgeht. Die Stimmen stehen seiner Meinung nach im Dienst der »Integrität des Erzählens«.⁹

9 Riordan, Colin: *The Ethics of Narration. Uwe Johnson's Novels from »Ingrid Babendererde« to »Jahrestage«*, London 1989. – In einem deutschsprachigen Essay, der wichtige Aspekte des ›Stimmenhörens‹ thematisiert, betont er: »Integrität bedeutet hier ein Bemühen, die fiktionale Wahrheit zu vermitteln, was in Johnsons Konzept von Fiktion wesentlich ist und sich auf die Anstrengungen Gesines, die Vergangenheit zu rekonstruieren, überträgt«. Johnson zufolge sei »Wahrheitsfindung« eine unabdingbare Komponente in jedem fiktionalen Versuch. Dieses moralische Untermauern von Literatur sei das klare und unmißverständliche Kriterium, das sowohl Johnsons Fiktion als auch seiner Kritik gemein sei. Jedes Anzeichen von Falschheit würde Gesines Bemühen, die Vergangen-

Folgt man seiner Deutung, so entspringen die Stimmen nicht aus einer kommunikativen Situation – wie ich unterstelle –, sondern sie sind das Produkt von Gesines Erzählen.¹⁰ Nicht die im täglichen Leben stehende, sondern allein die erzählende Gesine ist betroffen. Das hat zur Konsequenz, daß Riordan sich ausschließlich auf die Dialoge mit den Toten beschränkt,¹¹ während die Stimmen aus Gesines New Yorker Gegenwart als *quantité négligeable* betrachtet werden. Die Stimmen, die – nach Riordan – dem Prozeß des Erzählens entsprungen sind, haben sich auf nicht weiter nachvollziehbare Weise verselbständigt und sind jetzt in der Lage, Gesine mit Vorwürfen zu attackieren.¹²

Daß sie dies tun, geschieht laut Riordan aus ethischen Gründen: Sie sollen Gesine zum sorgfältigeren Umgang mit der Wahrheit ermuntern. Gesine soll sich selbst nicht schonen, sie soll »wahrheitsgetreu« erzählen, selbst und gerade dort, wo es um so unangenehme Erinnerungen wie die Wassertonnengeschichte geht. Aus therapeutischen Gründen einerseits, aus politisch-moralischen Gründen andererseits soll Gesine die bittere Wahrheit der Geschichte stets im Bewußtsein bewahren.¹³

heit zu rekonstruieren, wovon, wie sich herausstellte, ihre mentale Gesundheit abhinge, zunichte machen. Riordan, Colin: »Die Fähigkeit zu trauern«. Die »Toten« und die Vergangenheit in Uwe Johnsons »Jahrestagen«, in: Carsten Gansel (Hg.), *Wenigstens in Kenntnis leben*. Notate zum Werk Uwe Johnsons, Neubrandenburg 1991, S. 62–76.

10 Daß sie, wie oben angeführt, mit dem Erzählen in Verbindung stehen, ist evident. Doch es ist nicht nur das Erzählen auf der Vergangenheitsebene, das sie berührt, sondern auch das auf der Gegenwartsebene. Sie können dem New Yorker Alltag genauso gut entspringen wie dem Bericht über Ereignisse in Jerichow. Wichtig ist, daß sich Gesine emotional mit ihnen auseinandersetzt.

11 Eine spezielle Rolle in diesen Dialogen spielen »die Toten«: ein Kollektivum, das, oberflächlich betrachtet, aus Gesines Eltern sowie keinesfalls immer toten Bekannten aus ihrer Kinderzeit besteht. Ihnen fühlt sich Gesine in besonderer Weise verpflichtet: Sie soll es besser machen; sie hat Auftrag von ihnen (JT, 582). Da Gesine fühlt, daß sie diesem (selbstgewählten!) Auftrag nicht gerecht werden kann, ist ihre Beziehung zu den Toten gespannt, sie fühlt sich von ihnen permanent kontrolliert und wehrt sich gegen diese Bevormundung.

12 Riordan betont, daß es sich bei den Stimmen um die Produkte von Gesines schöpferischer Phantasie handelt: »Sie sind literarischen Figuren ähnlich, die Gesine durch mentale Prozesse, die sie selbst nicht gänzlich versteht, schafft und die dann ihre eigene Unabhängigkeit und Freiheit des Denkens einfordern. In diesem Sinne stehen sie daher in gleicher Beziehung zu Gesine wie Gesine zum Genossen Schriftsteller.« Riordan, *Die Fähigkeit zu trauern* (Anm. 9), S. 70. Indem Riordan an der Autonomie der Stimmen festhält, muß er ehrlicherweise konzedieren: »Die Einzelheiten dieser Verhältnisse bleiben aber ein Rätsel«, ebd., S. 71.

13 »Jahrestage« ist eindeutig nichts anderes als ein fiktives Modell der »Trauerarbeit«, welches nichts weiter tun kann, als die Aufmerksamkeit auf einige diesem massiven Un-

Riordans These beruht sich auf der von ihm angenommenen Unabhängigkeit der Stimmen (notabene nur der von Personen der Jerichow-Ebene), die er aus ihrer Genesis ableitet. Da diese Personen seiner Auffassung nach ein von Gesine losgelöstes Dasein erlangen, verfügen sie über Informationen, die sie ihr zukommen lassen, wenn sie wollen (oder wenn es aus poetisch-moralischen Gründen erlaubt ist). Prinzipiell werden die Toten als wichtige Quelle von Informationen für Gesine gewertet.¹⁴ Wie dies möglich sein kann, wenn sie doch letztlich Gesines kreativer Phantasie entsprungen sind, gehört gleichfalls zu den »rätselhaften« Sachverhalten.

Demgegenüber gehe ich von einer Verankerung der Stimmen in Gesines Bewußtsein aus. Im Verlauf ihres Erzählens imaginiert sie die Stimmen, die ihr dabei hilfreich sind. Zugleich fördern sie den Prozeß von Gesines Auseinandersetzung mit diesen Personen, die in einer Wechselwirkung mit dem Erzählen steht.

Gesine selbst ist es, die »mit verteilten Rollen« monologisiert. Aus dem Bedürfnis nach Kommunikation heraus »sucht« Gesine das Gespräch mit Personen, zu denen sie in einem emotional belasteten Verhältnis steht. Es können Personen der Gegenwartsebene sein, von denen sie berichtet und an die sie sich im Moment des Berichtens wendet oder deren Fragen sie hört. Wenn es sich um Personen der Vergangenheitsebene handelt, so ist ihr erzählend deutlich geworden, daß hier noch offene Fragen oder unge löste Probleme existieren. Ihre bisweilen gereizte Reaktion auf die Vor-

ternehmen innewohnende Probleme zu lenken. Aber es wurzelt in historischen Begebenheiten, die bis in die Gegenwart reichen. Diese »Trauerarbeit« muß geleistet werden, die Verluste der Vergangenheit müssen akzeptiert werden, wenn da Hoffnung für die Zukunft sein soll. Wie die Mitscherlichs hervorgehoben haben, mußten die Deutschen die Verantwortung Deutschlands für den Zweiten Weltkrieg anerkennen, wenn sie verstehen wollten, wem die Schuld für die Teilung ihres Landes zu geben war. Nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten ist es vielleicht noch wichtiger geworden, die Folgen der Vergangenheit Deutschlands stets in Erinnerung zu haben und die Gefahren eines Vergessens anzuerkennen.« Ebd., S. 75.

Dazu ist zu bemerken, daß Gesine so wenig wie ihr Autor in Gefahr schwebt, die Vergangenheit zu vergessen. Ihr Problem ist viel eher, wie sie mit dieser Vergangenheit leben soll. Vgl. dazu auch Norbert Mecklenburg: »Was Johnson wie in *Jahrestage* überhaupt so auch in seiner literarischen Reverenz gegenüber dem Zeitdiagnostiker Mitscherlich verdrängt [...] hat, ist die Frage, ob es für Gesine zu ihrer Unfähigkeit, nicht zu trauern, die ihr unglückliches Bewußtsein bestimmt, keine Alternative gäbe. Sollte Trauerarbeit [...] nicht der Wiederaufnahme lebendiger Beziehungen dienen?« Norbert Mecklenburg: *Die Erzählkunst Uwe Johnsons. Jahrestage und andere Prosa*, Frankfurt am Main 1997, S. 322.

14 »[...] the dead are clearly an important means by which Gesine can acquire sufficient data to make up the information necessary to such passages of omniscient narration [...]«, Riordan, *Ethics* (Anm. 9), S. 109.

würfe der Stimmen beruht darauf, daß diese ihr sagen, was sie längst schon weiß, aber aus ihrem Bewußtsein verdrängt hat. Es sind die Stimmen von Personen, mit denen sie nicht auf ›normale‹ Weise kommunizieren kann, weil diese räumlich entfernt oder tot sind oder aber weil hemmende Konventionen einem Gespräch im Wege stehen. Oft bringt sie eine problematisch gewordene Beziehung durch ein offen geführtes Gedankengespräch ›in Ordnung‹, d.h., es gelingt ihr, zumindest von ihrer Seite her eine versöhnlichere Tonart anzuschlagen und der Gegenseite eine analoge zu unterstellen; in anderen Fällen ist sie nicht in der Lage, einen versöhnlich gestimmten Gesprächspartner zu imaginieren, so daß die Beziehung nach wie vor gespannt bleibt.

Daß Gesine ›auf beiden Seiten des Gesprächs‹ steht und nicht etwa mit von ihr unabhängigen Dialogpartnern spricht, wie es Riordan annimmt, wird deutlich aus der Tatsache, daß die Stimmen über keine Informationen verfügen, die Gesines Kenntnisse überschritten. Auch die Identität der apokalyptischen Vier Reiter dürfte ihr als ein Stück Religions- bzw. Konfirmandenunterricht bekannt und nur zeitweilig wieder entfallen gewesen sein.

Die Information durch die Toten geht nur so weit, wie Gesines Wissen und Bewußtsein reichen;¹⁵ enden diese, so wissen auch die Toten nicht weiter. Deutlich wird dies beispielsweise in Gespräch mit den Schwestern Lisbeth und Hilde (JT, 59). Gesine erhält auf die für sie wichtige Frage, warum Papenbrocks Pacht in Vietsen nicht verlängert wurde, widersprüchliche Antworten und schließlich die Auskunft: »*Wir wissen es nicht, Gesine.*« (ebd.) In anderen Fällen wird Gesine anheimgestellt, sich eine Antwort auszusuchen, so im Zusammenhang mit Kliefoths Entlassung (JT, 1630-1635).

15 Um die Grenzen des Bewußtseins geht es auch in der ersten grossen Auseinandersetzung zwischen Gesine und den Toten, die am 22. Oktober geführt wird. Die Toten werfen eine Entschuldigung Gesines nach der anderen als faule Ausrede.

Nachdem sie ihr selbstgenügsames Credo vom »Bescheid zu lernen« formuliert hat, beginnen die Toten ungerührt von neuem: »Gesine, warum warst du gestern nicht bei der Demonstration in Washington?« Gesine, die alle Argumente erschöpft hat, verweigert die Aussage. *Nicht einmal in Gedanken* möchte sie den »wahren« Grund eingestehen. Die Toten wollen sie zu einem Geständnis zwingen: »Es bleibt nur noch Eines.« Worauf sie den Hals aus der Schlinge zieht: »Solange ich es nicht fertigenkenke, ist es nicht« (JT, 210). Offensichtlich bringt sie das paradoxe Kunststück fertig, einen angefangenen Gedanken nicht zu Ende zu denken, und zwar willentlich. Mit diesem »Trick« versperrt sie auch den Toten den Zugriff zu diesem Grund. Damit wird demonstriert, daß die Toten kein von ihrem Bewußtsein unabhängiges Wissen besitzen. Wenn es Gesine gelingt, ihr Bewußtsein zu überlisten, sind auch die Toten machtlos.

An welchem Tropfen zuviel also haben wir Sie verloren?

Das war zum Aussuchen. (JT, 1633)

Und wenig später:

Wer hat nu recht: die Lindsetter, oder die Stalin anführen?

Oder Weihnachten?

Söken Se sick dat ut. Es konnte auch das Alter benutzt werden. (JT, 1634)

Die Vielzahl der möglichen Antworten hängt natürlich damit zusammen, daß es den politisch Verantwortlichen einerlei war, aus welchem Grund sie ihn absetzten. Seine Weigerung, den offiziellen Grund zu nennen, muß aber mit der Begrenztheit von Gesines Wissen begründet werden.

Auch Cresspahl ist nicht gewillt, Gesine eine Antwort zu geben auf ihre Frage, warum er sich so viel Zeit gelassen habe, seinen Betrieb in England aufzulösen (JT, 353). Riordan konstatiert diese immer wieder zu verzeichnende Verweigerung einer Antwort durchaus, begründet sie aber mit der von ihm aufgestellten These vom eingeschränktem Besitz von Information.¹⁶

Ganz offenkundig beteuern die Toten ihre Inkompetenz in Sachen Zukunft, wenn Gesine sie nach den Gefahren ihres Prag-Aufenthalts befragt. Als sie darauf insistiert, wird ihr von den Toten attestiert, daß in ihrem Wunsch, die Zukunft vorauszuwissen, etwas Kindliches stecke. Gesine verzichtet auf weitere Fragen.

7. Analyse der Gedankengespräche mit Lisbeth, Cresspahl und den Toten

Die Gedankengespräche auf der Jerichow-Ebene stehen im Dienst des Erzählens. Gesine »erprobt« in ihnen zugleich die Wahrheitsfindung und deren Darstellung, d.h., sie sucht nach einer Version des Geschehens, die

16 »This imposes vital constraints on the material available to Gesine; without this restrictions, the apparently omniscient narration would violate the moral code to which Gesine must also subject herself if the story is to have any validity as fictional truth.« Riordan, *Ethics* (Anm. 9), S. 110.

Riordans Erklärung hängt mit der moralischen Rolle zusammen, die er den Toten zuschreibt: Sie sind – seiner Auffassung nach – Wächter über Gesine und die Wahrheit ihrer Erzählung; daraus folgt offenbar auch ihre »Befugnis« zum Dosieren von Informationen.

Johnson hat Gesines Informationen beschränkt, so viel ist offenkundig. Doch es sind m.E. nicht die Toten, die den Schlüssel zur Allwissenheit in der Hand halten.

den Anschein von Authentizität erweckt und die zugleich ›erzählbar‹ ist. Doch sie will auch die Generation ihrer Eltern ›verstehen‹, wobei das Verständnis nicht Einverständnis bedeutet. Sie will wissen, warum sie heute ist, was, wie und wo sie ist; dazu braucht sie die Geschichte ihres Gewordenseins. Das führt notwendigerweise zu einer – oft emotional stark belasteten – Auseinandersetzung mit der Generation vor ihr. Diese ist ein Prozeß, der fast die Dauer des ›erzählten Jahres‹ in Anspruch nimmt. Durch den Roman ziehen sich Ketten von Gesprächen, in denen Gesine ihr Verhältnis zu den Personen der vorigen Generation immer wieder auslotet. Sie erprobt, wie sie zu diesen Personen steht, und sie legt sich deren mögliche Reaktion auf ihre Fragen zurecht. Dabei ist diese Relation nicht statisch, sondern es kommt im Lauf der Gespräche zu Modifikationen. Im folgenden sollen die Gedankengespräche, die Gesine mit ihren Eltern einerseits, »den Toten« als dem Ensemble der Generation vor ihr andererseits führt, in ihrer inneren Entwicklung näher betrachtet werden.

7.1 Lisbeth

Nur eine längere Passage und später einige kurze Dialoge zeugen von der offensichtlich recht intensiven Beschäftigung Gesines mit ihrer Mutter. Am 12. November (JT, 286f.) hält Gesine die alljährliche Rede auf Lisbeths Tod (an deren Geburtstag, nicht am Todestag). Es ist ein Monolog, kein Dialog. Lisbeth kommt nicht zu Wort, soll es auch nicht, wird abgekanzelt und verurteilt. Gesine spricht im »Wir«, nicht im Ich; das kann ein Verschanzen hinter dem Plural sein, da sie sich nicht der direkten Konfrontation mit der Toten aussetzen möchte. Zu bemerken ist weiterhin, daß es keine Rede im eigentlichen Sinne ist. Es geht allein um Gesines Verhältnis zu der Toten, das sie in paradoxer Weise zu definieren sucht. Der Gedankengang ist demgemäß nicht logisch-folgernd, sondern sprunghaft, voll überraschender Wendungen.

Da ist zum einen die Tatsache, daß Lisbeth sich ihr aufdrängt, Gesine selbst aber die Tote nicht ›denken‹ kann. Lisbeths erzwungene Gegenwart steht in reziprokem Verhältnis zu der Tatsache ihrer Nicht-Existenz in Gesines Bewußtsein. Selbst die Zeitreise nach Jerichow hilft nichts, sie ›sieht‹ die Tote nicht.

Gesines Ton ist bestimmend, sie läßt keinen Raum für den Versuch einer Gegenrede (wie er in den letzten Worten: »*Benimm dich, Widersprich nicht. Nicht heute.*« anklingt.) Sie verweist die Tote auf ihren Platz: »*Du bist tot, verstanden. Das ist deine Sache.*« Jedes Mitgefühl, jede innere Beteiligung an Lisbeths qualvollem Sterben wird abgewehrt. Wie aus den nächsten Sätzen zu entnehmen ist, schreibt sie Lisbeth selbst die Alleinschuld an

diesem Ende zu, ihrem »Hochmut«, der es ihr verwehrte, Hilfe anzunehmen. Es scheint viel Selbsthaß in diesen Sätzen zu liegen, denn gerade hier ist Gesine ihrer Mutter sehr viel ähnlicher, als ihr lieb sein kann.

Vor allem macht Gesine deutlich, daß es allein an ihr liegt, ob Lisbeth noch irgendwo »weiterlebt«. Gesine ist der einzige Mensch, in dessen Gedächtnis Lisbeth noch existiert. Also ist Lisbeth auf Gesines »guten Willen« angewiesen, und Gesine gibt sich, als hätte sie es in der Hand, ob sie dieses Gedächtnis weiterleben lassen würde.

In Wirklichkeit hat sie keine Wahl. Das nicht »erledigte«, sie noch immer quälende Kapitel »Lisbeth« wegzuschieben, liegt nicht in ihrer Macht, wie aus dem Brief an A. M. deutlich wird. Es ist der tiefste Verlust, die schlimmste Kränkung, die Gesine widerfahren ist. Sie reagiert mit Zorn und Abweisung, eine ernsthafte Auseinandersetzung findet nicht statt. Von Cresspahls Seite her wird häufig erzählt; Gesine versucht erzählend zu begreifen, warum er sich in bestimmten Situation so oder so verhalten hat, sie tastet sich erzählend an ihn heran. Auf Lisbeth läßt sie sich nicht ein. Lisbeth bleibt die Unverständliche, sie wird von außen, meist distanziert, betrachtet.

Aber: Gesine wird Lisbeth nicht »im Stich« lassen. Seit neunundzwanzig Jahren hält sie an der Toten fest und wird es auch weiter tun. Dieses Versprechen ist gleichfalls ambivalent: Einerseits möchte sie die Erinnerung los sein und leidet unter dem Zwang, die Tote immer denken zu müssen. Andererseits kann sie keinen Schlußstrich unter das Kapitel Lisbeth ziehen. Das »Vergessen« einer Übeltat bedeutet für sie fast so viel wie vergeben. Daher ihre Bemerkung gegenüber Lisbeth, sie solle sich keine unnützen Hoffnungen machen: Gesine wird nicht »vergessen« und auch nicht vergeben: »*Wir verzeihen dir gar nicht.*«

Ein kurzer Wortwechsel zum Thema »Wenn die Familie Cresspahl in England geblieben wäre« (JT, 332f.) bringt keine Annäherung der Standpunkte. Der Hinweis auf einen Selbstmord löst bei Gesine heftige Abwehrreaktionen aus.

Nach dem Bericht über den Osterbesuch in Podejuch (JT, 635) will Gesine von ihrer Mutter wissen, warum sich diese nicht gleich danach das Leben genommen habe. Lisbeth versucht ihre damalige Situation zu erläutern: »*Ich wollte aushalten, wenn ich aushalten konnte.*« Daß Gesine ihr zuhört, deutet auf ein beginnendes Verständnis hin.

In ähnlicher Weise ist der Dialog über die Kinobesuche zu deuten (JT, 686f.): Mutter und Tochter entdecken analoge Verhaltensweisen.

8. Februar (JT, 695)

Eine völlig andere Konstellation findet sich beim Gespräch am 8. Februar: Lisbeth bedankt sich bei Gesine, weil diese ihrer Tochter nicht erzählt hat, daß ihre Mutter sie ein Jahr lang hungern ließ. »*Es ist fast, als könntest du es mir nun vergessen*«, schließt Lisbeth. In diesem Aussagesatz steckt eine Frage, die Gesine emphatisch bejaht: »*Ich vergeß es dir. Ick vegæt di dat. Ick vegæt di dat!*« (695). Es sind dieselben Worte, mit denen Crespahl (siehe unten) Frieden mit ihr schließt und ihr schlechtes Gewissen besänftigt. Auffällig ist die »aktive« Form des Vergessens, von der hier die Rede ist.¹⁷ Die gängige Form ist die negative: »Das vergesse ich dir nicht«; sie bezeugt die Absicht, ein bestimmtes – gutes oder häufiger noch schlimmes – Verhalten des anderen im Gedächtnis zu bewahren. Gesine hingegen und später ihr Vater kündigen an, daß sie ein bestimmtes Ereignis aus ihrem Gedächtnis streichen werden.

Offensichtlich ist Gesine nun bereit, sich mit Lisbeth auszusöhnen; die harten Worte vom November kehren nicht wieder. Was sie dazu bewogen hat, ist nicht eindeutig auszumachen; es läßt sich jedoch vermuten, daß das Erzählen eine wichtige Rolle spielt. Noch hat Gesine Lisbeths Weg nicht bis zum Ende verfolgt. Es hat jedoch den Anschein, daß die Tochter bereits genügend »Einblick« in die Leiden der Mutter genommen hat, um ihr das Geschehene zu »vergessen«.

Was hier offenkundig wird, ist der Stellenwert von Erinnern und Vergessen. Gesines Bemühungen um erzählerische Genauigkeit verlieren auf der Beziehungsebene an Bedeutung. Hier kann Weglassen und Umformen einen weitaus höheren Stellenwert besitzen als die unbedingte Wahrheit. Doch anscheinend muß Gesine durch das Erzählen hindurchgegangen sein, ehe sie »vergessen« kann.¹⁸

17 Das »Deutsche Wörterbuch« der Brüder Grimm kennt auch eine solche aktivische Bedeutung: »Mitunter ist *vergessen* mehr eine absichtliche thätigkeit und es hat dann die bedeutung von »aus dem sinn schlagen, ein ende machen«.

Als Beispiel wird angeführt: »vergesse dir gott so alles, wie ich dir alles vergesse«. Deutsches Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm, hg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Bd. 12,1, Leipzig 1956, S. 420.

18 Möglicherweise spielt das Prag-Projekt (über das sie einen Tag vorher ihrer Tochter einen Brief »für wenn ich tot bin« geschrieben hat; vgl. JT, 687–690) eine gewisse Rolle, da es ihre Gedanken in Richtung einer besseren Zukunft lenkt. Doch diese Überlegungen müssen angesichts der inneren Zwiespältigkeit des Projekts spekulativ bleiben.

7.2 Heinrich Cresspahl

Er ist Gesines wichtigster und häufigster Gesprächspartner. Zwar gehört auch er zu den Toten, doch die Gespräche, die sie mit ihm führt, tragen anderen Charakter als jene, die sie mit der geschlossenen Gruppe der Toten führt und die auf Gesines Unterwerfung hinzielen. Cresspahl hingegen führt mit ihr Gespräche, die zunehmend von gegenseitigem Verständnis getragen werden.

Der Anfang, das bereits erwähnte Gespräch, verrät noch beiderseitige Intoleranz: Gesine wirft ihm vor, daß er sich nicht hinreichend um den jüdischen Flüchtling gekümmert habe; sie unterstellt ihm deswegen ein schlechtes Gewissen, das er mit dem Vorwurf, sie wisse »nichts«, sei also zum Urteilen nicht berechtigt, abwehrt. Die sehr viel später nachgetragene Gronberg-Geschichte, eine Anspielung auf Alfred Anderschs Roman *Sansibar oder der letzte Grund*, läßt ahnen, daß Gesine ihren Vater lieber in der Rolle des tapferen Retters gesehen hätte. Doch als diese Geschichte berichtet wird (JT, 980f.), ist sie mit ihrem Erzählen so weit, daß sie sich sogar in seine Rolle als britischer Spion hineinfinden kann. Zumindest sucht sie zu verstehen, warum er sich anders verhielt als der Held in Anderschs Roman. Sie selbst trägt sich zu dieser Zeit mit Prager Plänen, die, streng genommen, auf »Landesverrat« hinauslaufen, sofern man die Interessen der Bank mit der ihres Landes gleichsetzt: das dürfte ihr Verständnis für Cresspahl erhöhen.

Wenig später (JT, 226) berichtet Gesine von Cresspahls »Ratlosigkeit« angesichts der Amtsenthebung Dr. Erdamers durch Horst Papenbrock. Sie beschreibt seinen Gesichtsausdruck als den eines Hasen, »der ertappt ist und auf den Schlag wartet, der keinen Atemzug von seinem Genick entfernt ist«, und Cresspahl reagiert auf diese offensichtlich zutreffende Charakterisierung in bekannter Weise: »*Holl din Muul, Gesine. Holl din Muul.*«

Noch einmal kommt es zu einem ernsthaften Schlagabtausch (JT, 391f.). Gesine stellt ihrem Vater, nachdem sie von seiner definitiven Rückkehr nach Jerichow berichtet hat, ganz direkt die Frage, warum er, der doch dem Krieg versucht hatte auszuweichen, in ein Deutschland zurückgekehrt war, das sich so wenig friedliebend zeigte. Cresspahls Einwand, der Krieg sei nicht zu sehen gewesen, akzeptiert sie nicht; so riskiert sie seinen Vorwurf, warum sie in einem Land lebe, das Krieg führe, und was sie ihrer Tochter dereinst sagen werde, wenn sie ihr die gleiche Frage stellen werde. Gesine, nun ihrerseits getroffen, weiß keine bessere Antwort als die vom Maulhalten. Nun ist die Parallele ihrer jetzigen Situation zu der Cresspahls in den Vorkriegsjahren evident. Möglicherweise gibt diese Ein-

sicht den Ausschlag dafür, daß sich eine Wende in ihrer Beziehung zum Vater anbahnt.

An den Bericht über Gesines ersten Tag bei den Paepkes (JT, 830) schließt sich ein kurzer Gedankendialog zwischen ihr und Cresspahl an:

Du sollst es mir nicht vergessen, Gesine.

Ich vergeß dir das, Cresspahl.

Ähnlich wie im Dialog mit Lisbeth findet Gesine auch gegenüber ihrem Vater die Worte des Verzeihens. Um seine Spionagetätigkeit nicht zu gefährden, brachte Cresspahl das Kind bei den Verwandten unter. Gesine, selbst auf dem Weg nach Prag, findet Verständnis für sein Verhalten. Doch zuvor legt sie ihm einen Satz in den Mund, der seinerseits Verständnis für ihre damalige Situation bekundet. Beide drücken einander zum ersten Mal gegenseitiges Verstehen aus. Er »entschuldigt sich«, wenn auch scheinbar ohne Hoffnung auf eine Annahme seiner Entschuldigung, und sie selbst ist in der Lage, die Formel des Verzeihens auszusprechen. Von nun an sind sie Gesprächspartner, die einander als solche akzeptieren.

Die gewandelte Situation zeigt sich in dem Gespräch vom 15. März (JT, 872f.). Wiederum geht es um das Thema Schuld, und Cresspahl wehrt Gesines Versuche, ihm Verantwortung für den britischen Bombenangriff auf Lübeck zuzusprechen, entschieden ab. Er weiß, daß sich nicht Schuld gegen Schuld aufrechnen läßt, und er versteht, daß Gesine ihm nicht folgen kann.

»*Damals harr Kein ein mi vestann, un du hüt nich.*« Er wehrt ihre Beteuerungen, daß sie ihn verstehe, ab: »*Låt man Gesine. Dat Loegn is nu vöebi. Brauchst nicht mehr zu lügen, Gesine.*«

Cresspahl erscheint als jemand, der sich jenseits der Verständlichkeit befindet. Sie muß sich nun nicht mehr bemühen, ihn zu verstehen. Vielleicht erwächst aus dieser Haltung ein »Respektieren« seiner – ihr unzugänglichen – Position. Es ist das erste Gespräch zwischen Vater und Tochter, das wirklich Dialogscharakter trägt. Sie gehen auf einander ein; von nun an gewinnen ihre Gespräche einen anderen Charakter.

Gesine berichtet vom Kriegsende und von Cresspahls Rückzug aus seinen Tätigkeiten auf dem Flugplatz und als britischer Spion (JT, 968f.). Sie »befragt« ihn nach seiner damaligen Haltung: Er mochte nicht aufrechnen, was ihm das Deutsche Reich zugefügt hatte gegen das, was er gegen das Reich unternommen hatte; er erwartete auch nichts mehr von der Zukunft.

Wichtiger als diese inhaltliche Information ist die Art und Weise, wie jetzt gesprochen wird: Sie machen einander keine Vorwürfe mehr; es herrscht Verständnis zwischen ihnen.

Die endgültige Aussöhnung findet unter dem Datum des 29. Juni statt (JT, 1455f.). Zuvor wird von der Schülerin Gesine Cresspahl erzählt, die sich entschlossen hat, »den Erwachsenen das verlangte Teil zu geben« (JT, 1450). Fleißig wie sie nach ihrer neuen Maxime ist, kann sie das englische Gedicht, zu dem Frau Dr. Weidling sie auffordert, auswendig aufsagen; daß sie mit ihrer von Cresspahl erlernten Aussprache des Englischen ihren inhaftierten Vater »verrät«, was ihm nach ihrer Befürchtung ein weiteres Jahr in Fünfeichen einträgt, wird ihr erst zu spät bewußt. Daran knüpft der Dialog an.

Das Verhältnis zwischen Vater und Tochter hat sich gewendet: Sie ist es, die Schuld empfindet; überflüssigerweise, nicht nur, weil das dreizehnjährige Schulkind mit so viel listigem Betrug nicht rechnen konnte, sondern vor allem, weil Cresspahl ihr versichert, daß ihr Verhalten ihm keinen Nachteil gebracht habe. Für Gesine, die zu Lebzeiten ihres Vaters dieses für sie so heikle Kapitel nicht erkundet hat, bedeutet dies eine Absolution. Genauer gesagt: Sie spricht sich selbst von dieser »Schuld« frei, indem sie ihrem Vater die »passenden« Worte unterlegt. Wichtiger noch als der inhaltliche Aspekt ist der auf der Beziehungsebene. Noch bevor deutlich wird, worin Gesines »Vergehen« (ihre »fürchterliche Niederlage«, JT, 1455) besteht, erklärt sie, daß er ihr diese nicht werde »vergessen« können. Prompt reagiert er mit der bekannten Formel: »*Ick vegæt di dat*« (ebd.). Für sie bedeutet dies die Aussöhnung mit ihrem Vater, analog zu der bereits vollzogenen mit der Mutter.

Gegen einen Spionageaufenthalt als Konsequenz der »Sprachprüfung« erhebt Gesine keinen ausdrücklichen Einwände. Kryptisch erscheint jedoch eine Bemerkung, die sie im Zusammenhang mit Cresspahls bevorstehender Entlassung macht: »*Dann sag ich wieder das Falsche.*« (JT, 1456). Es könnte sich auf ihr »falsches Verhalten« im Zusammenhang mit dem Gedicht beziehen; denkbar ist jedoch eine andere Auslegung: Sie wird ihrer Tochter etwas Falsches über die Umstände seiner Entlassung erzählen, und zwar um ihn, genauer gesagt sein Ehrgefühl, zu schonen. Die Bedingungen, unter denen er im Lager gehalten und dann später entlassen wurde, sind nicht für Maries Ohren geeignet (wie sie auch ihr die Umstände von Lisbeths Tod vorenthalten hat). Sie scheint die entwürdigenden Haftbedingungen bereits früher ausgespart zu haben (vgl. das Streitgespräch mit D. E., JT, 1330f.). Nicht so sehr die Sowjets will sie schonen wie ihren Vater, und zumindest im Gedankengespräch scheint er ihr dafür dankbar zu sein.

Es ist auffällig, daß er sich für diese Unwahrheiten (»das Falsche«) bedankt. Sie tut es ihm zuliebe. Die Emotionalität des Gesprächs deutet auf

eine wiederhergestellte Beziehung zu Cresspahl hin. Von nun an finden nur noch wenige Gespräche zwischen beiden statt, so z.B. anlässlich seiner Rückkehr (also in dem Text, den sie ihm zuliebe ›falsch‹ erzählt – JT, 1516), wo sie fast vorwurfsvoll feststellt, daß er nicht geweint habe. Worauf er erwiderte: »Wenn'ck man harr rohren künnt, Gesine«. Er hätte gerne geweint, doch er konnte es nicht – ein indirekter Hinweis darauf, daß alles weitaus schlimmer war, als sie es berichtet.

Auffällig ist die Tatsache, daß er sie um das Nicht-Erzählen bittet. Noch wenig früher hatten ›die Toten‹ Gesine ermahnt, ihrer Tochter ›alles‹ über die Sowjets zu erzählen (vgl. JT, 1029f.). ›Uns zuliebe‹, lautete ausdrücklich die Begründung. Die Enkelin sollte nach Meinung der Toten wissen, in was für ein Land sie im August gehen wird. Nachdem Gesine von ihrem Prag-Projekt abgerückt ist,¹⁹ geht es nicht mehr primär um Genauigkeit, sondern um die Integrität der Personen, die nicht beschädigt werden soll, auch nicht durch einen allzu wahrheitsgetreuen Bericht ihrer damaligen Lebensumstände. Wahrheit scheint in dieser Skala nicht der höchste Wert zu sein. Die Würde der Personen steht offenbar höher. Zwar soll Gesine nicht lügen, aber das Auslassen bestimmter Sachverhalte ist bei den Toten durchaus erwünscht. War Gesine anfangs von den Toten für ihr Erzählen mehrfach getadelt worden, so erntet sie jetzt Beifall: Eine ›Versöhnung‹ scheint möglich zu sein um den Preis, daß sie bestimmte Sachverhalte ihrer Tochter vorenthält.

Unter diesen Umständen ist ein Fragezeichen hinter die von Riordan hervorgehobene ›therapeutische‹ Funktion der Wahrheitssuche zu setzen. Auch die Wassertonnengeschichte hätte, wäre es nach Gesine gegangen, der Tochter nicht erzählt werden sollen. Maries Reaktion beweist, daß Gesine damit recht hatte, und Marie will künftig auf solche Geschichten verzichten. Gesine kann sie nur noch sich selbst und dem Leser erzählen.

7.3 Die Toten

Wenn die Stimmen von Toten zu hören sind, handelt es sich oft um klar identifizierbare Personen: Cresspahl, manchmal Lisbeth, ab und zu Jakob, einmal die Paepkes. Es sind im allgemeinen kurze Dialoge, die mit ihnen geführt werden. Daneben stehen umfangreichere Gespräche, die manchmal einen ganzen Tageseintrag umfassen. Hier treten keine Individuen auf, sondern nur »die Toten«. So bei der großen Diskussion am 22. Oktober, bei der sie Gesine ihre politische Untätigkeit vorwerfen (JT, 206–210).

19 Vgl. dazu das nachfolgende Kapitel »Die Toten«.

In einem weiteren, auf Annie Killainen bezogenen Gespräch geht es um dasselbe Thema. Was zur Sprache kommt, ist Gesines Unfähigkeit, ihre politischen Einsichten in irgendeiner Weise in die Praxis umzusetzen, die zwangsläufig zu Abstrichen bei ihrer strikten politischen Moralität führen würde. Sie müßte Kompromisse und Nachteile in Kauf nehmen, das lehnt sie ab und weiß sich der Mißbilligung der Toten sicher, hinter denen die Stimme ihres eigenen Gewissens steht, das ihr befiehlt, es »besser« zu machen als die Toten es zu ihren eigenen Lebzeiten getan haben (vgl. JT, 1030: »*Mach es besser als wir.*«).

Gleichsam mit verkehrter Front wird jedoch gekämpft, wenn es um den Prag-Komplex geht. Die Prag-Sequenz durchzieht den Roman von September bis Mai/Juni; sie ist als Gegenstück zu den erwähnten Ermahnungsreden der Toten zu betrachten. Offensichtlich findet die Form politischen Engagements, die Gesine schließlich gewählt hat, nicht den Beifall der Toten. Daß dem so ist, »ahnt« Gesine wohl. Sie »versteckt« ihr Projekt. Weder sie noch der Genosse Schriftsteller erzählen von den Entscheidungen, die zunächst de Rosny und später sie selbst trifft und die sie auf den Weg nach Prag weisen. Daß Gesine ihre Entscheidung »tarnt«, hängt nicht allein mit der Tatsache zusammen, daß sie wieder in den Ostblock zurückkehren will, also in einen Bereich, der für sie in vielfacher Hinsicht belastet ist. Auch eine Wiederholung des Debakels von 1956 steht zu befürchten. Am schwersten wiegt jedoch die Tatsache, daß Gesines Projekt in sich widersprüchlich ist: Einerseits will sie beim Aufbau eines demokratischen Sozialismus mithelfen, andererseits kommt sie im Auftrag des internationalen Kapitals, das die Tschechoslowakei mit US-Dollars politisch und wirtschaftlich beeinflussen will.

Dies alles dürfte der Grund dafür sein, daß Gesine ihr Projekt nicht konsequent zuende denkt. Weder in ihrem Bewußtsein noch in dem Text, den der Genosse Schriftsteller in ihrem Auftrag schreibt, taucht das Prag-Projekt auf, zumindest nicht direkt. Wohl aber existieren etliche, meist mit hohem artifiziellem Aufwand gestaltete Texte, hinter denen diskrete Hinweise auf das Projekt »verborgen« werden. Die Tarnung ist fast perfekt; nur mit äußerster Aufmerksamkeit läßt sich ein Zipfel dessen erfassen, was geplant ist.

Vor den Augen und Ohren des Lesers entspinnt sich der Kampf zwischen der kunstreich verbergenden Gesine (bzw. dem mit ihr im Bund stehenden Genossen Schriftsteller) und dem wachsamem Argwohn der Toten. Die Auseinandersetzung um das Prag-Projekt wird in mehreren Etappen ausgetragen, dann haben sich die Toten definitiv durchgesetzt und Gesine kann nur noch nach dem Ausgang eines Unternehmens fra-

gen, dem sie sich aus beruflichen Gründen nicht mehr entziehen kann, auch wenn sie selbst keine persönlichen Absichten mehr damit verbindet.

Es beginnt mit Gesines Fahrt mit dem schwarzen Chauffeur Arthur am 12. September (JT, 78–82). Zwar ist dem Leser mitgeteilt worden, daß die Angestellte Cresspahl sich am Flughafen bereitzuhalten habe zwecks Übersetzung eines Briefes. Diese trockene Mitteilung gerät jedoch bald in Vergessenheit über der Beschreibung des luxuriösen Gefährts und der unnahbar-servilen Haltung des Fahrers. Von dem erwähnten Brief ist nicht mehr die Rede.

Doch die Toten lassen sich nicht täuschen. Gesine wird zur Rede gestellt (JT, 84) und soll erzählen, wie sie den Abend mit de Rosny verbracht hat. Gesine selbst ist noch ratlos, wie sie den Abend einordnen soll; die Toten jedoch vermuten, daß hinter der extraordinären Kulisse etwas in die Wege geleitet wird, dem sie mit Ablehnung gegenüberstehen.

In weiteren Interventionen zwingen sie Gesine Schritt für Schritt, Rechenschaft abzulegen über das, was sich anbahnt. In keinem Fall wissen die Toten etwas unabhängig von Gesine. Auch die Beschreibung des Abends mit de Rosny stammt von Gesine, die Toten setzen lediglich ein Fragezeichen dahinter. Sie muß endlich aussprechen, was sie verdrängt oder nicht wahrhaben will: Daß der drohende sowjetische Einmarsch sie und ihr Kind gefährden wird (JT, 1110ff.) und daß Marie den Verlust New Yorks nur mit großen Schmerzen verkraften könnte (JT, 622). Das letzte, stärkste Argument sparen sie sich auf bis zum Schluß: Sie ist Deutsche, was will sie in einem Land, das die Deutschen okkupiert und terrorisiert haben? *»Du kannst da nicht reden, nicht arbeiten, nicht leben. Gib es auf.«* (JT, 1179).

Der Hinweis auf die nationalsozialistische Vergangenheit trifft Gesines wunden Punkt. An die Möglichkeit, Brücken zu den einstigen Opfern zu schlagen, glaubt sie nicht. Für sie sind die Verhältnisse statisch: Es kann keine echte Beziehung geben zwischen der einen und der anderen Seite. (Vgl. auch die entsprechende Begründung, mit der die Toten Gesines Versuch unterlaufen, einen Beileidsbrief an die Witwe Martin Luther Kings zu verfassen; der Hinweis auf eine »persönliche Mitschuld« verfährt bei Gesine immer; JT, 962) So scheitert ihr – freilich anfechtbarer – Versuch, sich politisch zu engagieren. Ob sie sich selbst ein Bein gestellt hat, bleibt zu fragen.

Bei diesem letzten Generalangriff der Toten »entschlüsseln« sich diese: Neben Cresspahl und Lisbeth rezitieren auch Kliefoth und Aggie Brühaver die Offenbarung des Johannes (JT, 1178f.). Kliefoth ist eindeutig noch am

Leben; von Aggie, die zuletzt verwitwet in Rostock lebte, ist ein Ableben nicht vermeldet. »Die Toten« scheinen ein Kollektiv von Personen zu sein, das Ansprüche an Gesine stellen hat. Es ist die Generation vor ihr, die durch die NS-Zeit gegangen ist, sich mehr oder weniger mit Schuld beladen hat, und die an Gesine den ›Auftrag‹ erteilte, »es besser zu machen als sie« (JT, 1030).²⁰ Wahrhaftigkeit (die allerdings auf die ›Bedürfnisse‹ der Toten Rücksicht nimmt) gehört dazu, aber auch politische Aktivität, die dazu beiträgt, eine Wiederkehr faschistischer Verhältnisse zu verhindern. Konkret ist es wiederum Gesines Unbewußtes, das ihr diesen Auftrag aufbürdet.

Gesines Kraft ist schwach. Sie reicht zur Konzipierung des (in sich widersprüchlichen) Prag-Projekts. Angesichts der Schatten der Vergangenheit gibt sie auf. Ihr ›Auftrag‹ wird blockiert vom Chor der Toten, der seinerseits eine höchst zwiespältige Rolle spielt. Sie soll handeln um der Vergangenheit willen, aber um eben dieser Vergangenheit willen kann und darf sie es nicht. Gesines innere Lähmung, ihr grundlegendes Dilemma, wird so in den widersprüchlichen Botschaften der Toten repräsentiert.

Nachdem die Toten sich in puncto Prag ›durchgesetzt‹ haben und Gesine innerlich von ihrem Projekt abgerückt ist, melden sie sich nur noch selten bei ihr. Es hat den Anschein, als ob der »Auftrag«, den Gesine zu erfüllen hatte, nun erloschen ist: Gegen ihr Verbleiben in den USA an der Seite D. E.'s scheinen sie keine Einwände mehr zu erheben.

Fast widerwillig sprechen sie mit Gesine nach ihrem Brief an A. M. (JT, 1538–1541). Offensichtlich hat Gesines Versuch, mit einer dritten Person über das Problem des Stimmenhörens zu kommunizieren, die Toten ›vertrieben‹. Nun ist sie es, die um ein Gespräch bitten muß.

Ein letztes Mal hört Gesine ihre Stimmen im Kontext der tschechoslowakischen Problematik (JT, 1582). Hier bittet sie um eine ›Grenzüberschreitung‹. Die Toten sollen ihr Auskunft geben über die Zukunft, obwohl diese nicht in ihr Ressort fällt. Gesine beruft sich darauf, daß die Toten, solange sie lebten, ihr öfters die Zukunft betreffende Ratschläge erteilt haben, und erhält die Antwort, sie wolle ja selbst nicht, daß man sie wie ein Kind handle.

Möglicherweise bahnt sich damit eine größere ›Mündigkeit‹ Gesines an. Sie wird sich vielleicht von der Vormundschaft der Toten lösen. Im

20 Streng genommen bezieht sich dieser Auftrag nur auf die Informationspflicht gegenüber Marie, doch läßt sich vermuten, daß dahinter ein allgemeiner Auftrag besteht, die Fehler, die die vorausgegangene Generation begangen hat, zu kompensieren (vgl. auch JT, 582: »Du hast Auftrag von uns, Gesine.«).

folgenden (und das sind Passagen, in denen es um Leben und Tod geht) erhält sie keine Ratschläge und Vorhaltungen mehr von den Toten.

7.4 Andere Personen der vorigen Generation

Kliefoth

Er ist Gesines »Lehrer für Englisch und Anstand«, dem sie ihre »eigentliche« Reifeprüfung verdankt. Trotzdem tritt er nicht mit autoritativen Ansprüchen auf. Umgekehrt macht sie ihm trotz seiner militaristischen Vergangenheit keinerlei Vorwürfe. So bleibt das Verhältnis frei für den Austausch über die gemeinsamen Vergangenheit.

Kliefoth »redet« erstmals mit Gesine, nachdem sie von der Beerdigung seiner Frau erzählt hat (JT, 1177). Er erscheint als Gestalt an der Grenze von Leben und Tod. Nach Gesines Empfinden ist er in der Lage, über seinen bevorstehenden Tod zu sprechen, und Gesine schiebt ihm die Kenntnis des mutmaßlichen Datums unter. Er bietet ihr ein Beispiel, wie man »cum dignitate« (vgl. JT, 503) sein Leben führt bis hin zur letzten Grenzüberschreitung. Ihrer Meinung nach ist er damit »legitimiert«, im Chor der Toten mitzusprechen, die die Offenbarung des Johannes rezitieren (JT, 1178f.).

Paepkes

Nach einer liebevollen Darstellung des Lebens bei Hilde und Alexander folgt sich ein kurzes Gedankengespräch mit ihnen:

Wenn du es aufgeschrieben hättest, Gesine, es wär ja reinweg ein Bedankmichbrief. Soll sein.

Um uns trauerst du auch?

Ja.

Das hätten wir von dir nicht gedacht zu Lebzeiten. Als wir lebten, nicht. (JT, 841)

Daß die Paepkes tot sind, erfährt der Leser aus diesem Text. Gesine hat es versäumt, sich bei ihnen zu bedanken, solange sie lebten. Aus ihrem Bericht wird deutlich, daß sie bei ihnen ein Familienleben kennenlernte, das sich in erfreulicher Weise von dem bei Cresspahls abhob. Gesine nutzt das Mittel des Gedankengesprächs, um eine alte Schuld abzutragen.

Jakob

Gesines Gespräche mit Jakob verlaufen wesentlich unproblematischer als die mit den Eltern oder »den Toten«. Jakob ist der Freundliche, der Verständige, der sie nicht mit Vorwürfen quält. Vermutlich ist er es, der

ihr bei der Wohnungssuche gute Ratschläge gibt (JT, 27). Nach dem Gespräch mit Sister Magdalena empfiehlt er ihr, mit der Tochter in ein politisch weniger exponiertes Land auszuwandern (JT, 315), wo ihnen das Lügen erspart bliebe. Indem Gesine sich auf das Prag-Projekt einläßt, will sie seinen Rat befolgen, wenn auch auf eine andere Weise, als er ihr nahegelegt hatte. Bescheiden wehrt er ab, wenn Gesine ihn nach den Motiven fragt, weshalb er und seine Mutter im sowjetischen Sektor bei der elternlos gewordenen Tochter Cresspahls blieben (JT, 1232). Daß es offensichtlich um ihrerwillen geschah, will er nicht zugeben, doch Gesine legt es sich zurecht.

Weitere Gespräche berühren gleichfalls die frühe Nachkriegszeit. Sie klären, was damals offen geblieben ist, wie nämlich Jakob und Gesine zueinander standen. (»So eine jüngere Schwester war mir gerade recht.« JT, 1232)

Gesine Redebrecht

Unter dem Datum des 24. Oktober (JT, 217) wird erzählt, wie das Kind Gesine zu seinem Namen kam. Lisbeth argumentiert, es dürfe kein Name sein, bei dem eine andere Person mitgerufen werde, worauf Cresspahl scheinbar harmlos »Gesine« sagt, es aber am liebsten wieder verschluckt hätte.

Dann meldet sich die Namensgeberin zu Wort, und die beiden Gesinen führen einen Dialog über die Grenzen von Raum und Zeit, vielleicht sogar über die Grenzen von Leben und Tod hinweg. Für Gesines Wunsch, sich selbst in ihrem Gewordensein zu begreifen, ist die Namensgeberin nicht unwesentlich. Die Gestalt, die Gesine imaginiert, deutet auf Cresspahls heimliche Wünsche hin – oder zumindest auf die, die sie ihm unterstellt.

Sie spricht mit einer Frau, die sie als fünfjähriges Kind einmal gesehen hat. Dem Leser ist diese Person noch völlig unbekannt; er erfährt erst anlässlich von Cresspahls Reise nach Malchow 1938 einiges über sie (JT, 726ff.); weiteres folgt dann im Zusammenhang mit Cresspahls »Traumreise« auf dem Marsch nach Fünfeichen (JT, 1283–1286).

Die andere Gesine bringt die Vorgeschichte zu Gesines Erzählung ins Spiel, die Zeit um die Jahrhundertwende, zugleich die Erinnerung an eine erste Liebe, an eine unabgegoltene Glücksverheißung. Was später folgt, ist bittere Ironie: Als Cresspahl seine einstige Liebe 1938 das nächste Mal trifft, haben sich die unüberbrückbaren sozialen Unterschiede von einst in ihr Gegenteil verkehrt. Die Enkelin des Meisters muß den Gast bedienen.

In *Heute Neunzig Jahr* wird, was in den *Jahrestagen* nur disparat, mit

großen zeitlichen Sprüngen, erzählt wird, zusammenhängend berichtet.²¹ Da findet sich gleichfalls die Geschichte von den gelösten Zöpfen, dem Höhepunkt ihrer Liebe und zugleich dem Punkt, an dem dem jungen Heinrich die ökonomischen Unterschiede mit aller Klarheit verdeutlicht wurden. Gesine reflektiert ihre Kenntnis dieser Vorgänge:

Woher weiss ich das. Woher mag ich das wissen. Es hat ganz anders abgehen können, von dem einen wie dem andern hat Cresspahl zu mir geschwiegen. Ich weiss, dass ich dies weiss. Da ist keine Stelle in meinem Gedächtnis, die sich meldete. Ich ahne nicht, wo es aufbewahrt ist. Beweisen kann ich ihren Namen, meinen Namen, sonst fehlt alles. Es ist da, um ein Vielfaches kräftiger, sichtbarer, fassbarer als bloss der Wunsch, es möge so gewesen sein. [...] Es ist nicht an dem, dass es so gewesen ist, weil ich es so brauche; nur, dass ich anders es nicht erkannte. (HNJ, 24f.)

Hier werden die Grenzen der Erkenntnis erreicht. Gesines Phantasie muß sich eine Gestalt schaffen, auf die sich projizieren läßt, was sie ihrem Vater als erste Liebeserfahrung zugestehen mag: Eine Hoffnung, die nicht Wirklichkeit werden durfte.

Anita (JT, 1605-1618)

Im Rahmen ihres Berichts über die Mitschülerin Gantlik führt Gesine vier Gedankengespräche mit dieser. Im ersten Dialog berichtet Anita von ihrer Herkunft, ihrem Vater und ihren schmerzlichen Erfahrungen bei Kriegsende. Im zweiten Dialog wird eine alte Rechnung beglichen: Anita entschuldigt sich. Im dritten Dialog kommt Anitas spezielles Problem, ihre Kinderlosigkeit, zur Sprache, die auch im Zentrum des vierten Gesprächs steht. Nun ist Übereinstimmung zwischen beiden Dialogpartnerinnen hergestellt, sie können sich austauschen über die tschechischen Pläne, und es ist Anita, die Gesine eindringlich auf die Invasionsabsichten der UdSSR hinweist und damit bekräftigt, was Gesine längst weiß.

Pius Pagenkopf (584-1590 und 1758-1759)

Auch hier sind die Dialoge eingebettet in Gesines Bericht. Solange Pius lebte, hatte sich »das Paar« nie ausgesprochen. Jeder wußte, daß der Partner bzw. die Partnerin einen anderen/eine andere heimlich liebte. Im ersten Dialog geht es um das Tabuisierte: Auch jetzt sollen die Namen der Geliebten nicht genannt werden. Noch immer wird das diffizile Verhältnis nicht expliziert.

21 Johnson, Uwe: Heute Neunzig Jahr, hg. von Norbert Mecklenburg, Frankfurt am Main 1996, S. 24f.

Erst im zweiten Text wird das Versäumte nachgeholt. Pius sagt offen, warum er sich zur Armee gemeldet hat. Seine Einsamkeit und frühe Resignation werden sichtbar. Er definiert ihr Verhältnis als einzigartiges: Gesine ist seine einzige Vertraute und zugleich der Maßstab, an dem er alle Frauen mißt – zu deren und zu seinem eigenen Schaden.

Lockenvitz (JT, 1721–1733)

Eingebunden in Gesines Bericht über den Mitschüler Lockenvitz finden sich in Klammern gesetzte kursiv gedruckte Sätze, die an Lockenvitz adressiert sind – an den Lockenvitz von heute, dem einige Informationen über die Ereignisse von damals nachgereicht werden. Daß er nicht antworten wird, scheint von vornherein klar zu sein; Gesine ist offensichtlich nicht in der Lage, nach allem, was geschehen ist, eine Antwort von ihm zu imaginieren. Trotzdem spricht sie mit ihm und weist ihn auf das hin, was seinem Leben damals eine andere Wendung hätte geben können: daß ein Mädchen ihn liebte. Der imaginierte Lockenvitz reagiert so wenig darauf wie der reale von damals, er bleibt, zumindest für Gesine, was er immer war: der Unzugängliche.

7.5 Personen der Gegenwartsebene

Die Gespräche auf der Gegenwartsebene sind gleichfalls mit Gesines Erzählen verknüpft, allerdings nicht dem aus der Vergangenheit, sondern dem von den 367 Tage in New York. Auch hier geht es im allgemeinen um problematisch gewordene Beziehungen, die, wenn möglich, durch ein Gespräch wieder in Ordnung gebracht werden sollen. Dies gilt primär für das Verhältnis zu Marie und D. E., Gesines nächste Bezugspersonen.

D. E.

Du willst nur nicht allein sein, wenn du stirbst.

Bei mir wäre aber das Kind versorgt. (JT, 43)

Es ist kein Dialog im eigentlichen Sinn, den Gesine und D. E. hier miteinander führen. Sie unterstellt ihm »unlautere Motive«, wenn er »die Familie Cresspahl« heiraten möchte, und er verrät deutlich, daß er ihre berufliche Tüchtigkeit und damit ihre Fähigkeit, für das Kind zu sorgen, nicht sehr hoch einschätzt. Der Kontext zeigt, daß sie ihm mit großer Skepsis gegenübersteht. Sie sieht seine Erfolge, insbesondere die bei Marie, nicht ohne Bedenken; offensichtlich fürchtet sie, daß er ihr die Tochter entfremden werde.

Mehr Einvernehmen herrscht im Zusammenhang mit der Entführung Karschs. D. E. hilft tatkräftig. Nur in Gedanken verständigen sie sich über ihr Verhältnis zueinander:

Soll ich es für dich erledigen, Gesine.

Nein, und danke fürs Fragen, D. E.

Ich möchte es jetzt wohl sagen.

Ich kann es besser glauben, wenn es nicht ausgesprochen ist, D. E. (JT, 325)

Was er sagen möchte, aber nicht artikulieren soll, ist, daß er sie liebt. In diesem Gespräche gehen beide Partner aufeinander ein. Auch wenn die Liebe unausgesprochen bleibt, wissen doch beide von ihr.

Ein weiterer Dialog findet im Zusammenhang mit dem Kennedy-Begrabnis statt (JT, 1317-1324). Wieder steht »das Kind« im Mittelpunkt. Im ersten Teil des Dialogs ist es Gesine, die D. E. bittet, die Tochter von den Kennedys wegzuholen. Nun ist sie, weil sie ihren eigenen negativen Einfluß auf Marie fürchtet, bereit, ihm die Tochter zu überlassen (»*Hol sie dir, D. E.*«). Im zweiten Teil des Dialog, nachdem D. E. ganze Arbeit geleistet hat, kommt er auf das Gespräch zurück und versichert ihr, sie werde ihr Kind zurückerhalten. Überdies beschwichtigt er ihre Angst, daß sie ihr Kind nicht richtig erziehe; Jakob wäre genau so einverstanden, wie er selbst es ist. Der Streit um das Kind, der zunächst die Beziehung belastete, ist damit aus der Welt geschafft.

Nachdem so alle Bedenken von Gesine genommen sind, würde sie ihm sogar die Liebeserklärung gestatten, die sie im zweiten Dialog nicht hören wollte, doch er begnügt sich mit der Aufforderung, sie möge ihm so glauben. Es bedarf keiner förmlichen Erklärung, beide verstehen einander auch so, wie der Gleichklang der Worte ausdrückt.

Marie

Gesine schreibt in ihrem Brief an A. M., daß sie Maries Gedanken »lesen« könne (vgl. JT, 1540). Wahrscheinlich hat sie oft Maries Stimme in Gedanken gehört und ist in einen Dialog mit ihr eingetreten. Ausdrücklich wiedergegeben wird aber nur das Gespräch nach der Halloween-Feier (JT, 249-250). Marie rechtfertigt sich für ihr Verhalten, doch je mehr sie sich zu entschuldigen versucht, desto mehr klagt sie sich selbst an. Gesine selbst rückt, ohne es zu wollen, in eine ähnliche Position wie jene, die die Toten ihr gegenüber einnehmen. Marie gerät in die Defensive. Unwillkürlich solidarisiert sich Gesine mit ihr; sie will der Tochter in einer Situation helfen, die ihr nur allzu vertraut ist. Doch als Marie ablehnt, weil sie keine fremde Version ihrer eigenen Wahrheit übernehmen möchte, ak-

zeptiert sie diese Haltung. Marie muß ihren eigenen Weg zur Wahrheit finden.

Am 26. Mai berichtet Gesine von einem Ausflug, den sie am Vortag mit ihrer Tochter auf Staten Island unternommen hat (JT, 1223-1226). Sie hörte die Stimme ihrer Tochter, die ihr für später dort ein Haus versprach:

Hier hast du Leben auf dem Lande, Mecklenburg, California; bleib hier, Gesine. Hier, sobald ich kann, kauf ich dir ein Haus. (JT, 1223)

Marie möchte, so unterstellt ihr Gesine, die Mutter von ihrem Prag-Projekt abbringen; die ländliche Umgebung soll Gesine die verlorene Heimat ersetzen. Gesine hört das Angebot wohl, doch sie antwortet nicht.

7.6 Unüberbrückbare Schranken

Auf der Gegenwartsebene finden sich einige Dialoge, in denen Gesine beim Versuch gezeigt wird, Kontakte zu knüpfen, doch ein Gedanken-gespräch kommt nicht zustande, so sehr Gesine sich auch darum bemüht. Diese Gespräche sind zu verstehen auf dem Hintergrund von Gesines Situation, die hier näher beschrieben werden soll.

»Sie sah verschlafen aus, sie hat seit langem mit Niemandem groß gesprochen.« (JT, 12), urteilt der Genosse Schriftsteller, der Gesine dem Leser vor Augen führt. Nach Gesines Meinung liegt es auch an der Umgebung; New York erscheint als ein Ort der Nicht-Kommunikation.

Du willst heute den Mund nicht aufmachen, Gesine?

Die Klappe halten? Keinen Mucks tun?

Es soll typisch sein für New York. Ein Mann hat einen Rekord von einundzwanzig Tagen Schweigens beschrieben. Es soll typisch sein für die Entfremdung in New York. (JT, 210)

Sie selbst macht ihre diesbezüglichen Erfahrungen. Schon auf dem Weg zur Arbeit stößt sie auf den wortkargen Zeitungsverkäufer, der ihren Gruß nicht entgegennehmen will: *»Morgen werden Sie mal nicht grüßen, meine Dame. Alle diese Fisimatenten.«* (JT, 14)

So bleibt Gesine auf das Gedankengespräch verwiesen. Sie hört seine Stimme, obwohl (oder gerade weil) er nicht mit ihr redet.

Daneben gibt es spezielle Kommunikationshindernisse. Gesine lebt in einer stark jüdisch geprägten Umgebung. Zu ihrem Bekanntenkreis zählen die Familien Ferwalter und Blumenroth, Prof. Kreslil, Dmitri Weiszand, Dr. Rydz, Schlachter Schustek und Mr. Shuldiner. Gesine weiß, welche Themen sie meiden muß: *»Danach können wir sie nicht fragen/Wir dürfen danach nicht fragen«*, kehrt als stereotype Formulierung wieder (z.B. JT, 46, 789).

Einmal schneidet Gesine in einem Gedankengespräch das tabuisierte Thema an (JT, 53). Während sie von den jüdischen Immigranten in ihrem Stadtviertel berichtet, hört sie die Stimme von Mrs. Blumenroth, die Heimweh nach Europa bekundet. Sie spricht von ihrem Vater, und Gesine benutzt die Gelegenheit, um auszusprechen, was sonst immer verschwiegen wird: *»Ihr Vater ist von den Deutschen umgebracht worden, Mrs. Blumenroth«*.

Doch sie kommt nicht aus dem Bannkreis des Schweigens heraus, der das Thema »Judenmord« umgibt, denn Mrs. Blumenroth antwortet nur, was eine Mrs. Blumenroth nach Gesine Meinung in einer solchen Situation sagen würde: *»Mein Vater ist früh verstorben, Mrs. Cresspahl.«*

Vielleicht ist es nur Höflichkeit, vielleicht aber kann oder will sie mit der Deutschen über dieses Thema nicht sprechen – Gesine imaginiert jedenfalls ihre Zurückweisung. Eine Mrs. Blumenroth, die die konventionelle Höflichkeit durchbräche zugunsten des offenen Gesprächs, kann sich Gesine nicht vorstellen.²² (Daß auf jüdischer Seite kein Bedürfnis nach einem Gespräch mit einem oder einer Deutschen besteht, macht die in jeder Hinsicht verunglückte Diskussion des Genossen Schriftsteller deutlich, über die unter dem Datum des 3. November 1967 berichtet wird: Es existiert keine Kommunikationsmöglichkeit zwischen dem Deutschen und den versammelten Überlebenden der Shoa; man kann und man soll nur schweigen, da man nicht miteinander reden kann.)²³

Auch Professor Kreslil meidet das Gespräch über seine Vergangenheit unter faschistischer Herrschaft, und wenn doch zur Sprache kommt, was ihm widerfahren ist, verschanzte er sich hinter der Formulierung, es sei etwas, das vergangen ist (vgl. JT, 926f.). Auch mit Gesines deutscher Herkunft möchte er nicht konfrontiert werden, sondern sucht in ihr die stammverwandte »Slawin« (JT, 925).

In vielem analog zum Verhältnis zu den Juden ist das zu den Schwarzen. Im alltäglichen Leben findet keine ernsthafte Kommunikation statt. Daß der freundliche Umgang mit Bill »Shakespeare« nur Fassade ist, »merkt« Gesine anlässlich der Ermordung von Martin Luther King (JT, 957). Er akzeptiert nicht die Ernsthaftigkeit ihres Bedauerns, er bestreitet im Grunde jede Verständigungsmöglichkeit: Sie ist keine Schwarze, sie weiß nicht,

22 Mrs. Blumenroths Lebenslauf wird erst sehr spät, d.h. in großem Abstand zu dieser Passage, nachgetragen (JT, 1708–1710).

23 Es handelt sich um einen Schlüsseltext in Sachen Kommunikation (JT, 253–258). Die zusammenbrechende Technik, Johnsons versagende Sprachfähigkeit und schließlich die Weigerung der anwesenden Juden, mit ihm zu reden, alles dies führt zu einer Überdeterminierung der Gesprächsblockade. Angesichts dieser »Erfahrung« kann sich Gesine einen Dialog mit Juden nicht einmal als Gedankengespräch vorstellen.

was Angst ist (vgl. JT, 960). Der Graben zwischen ihnen erweist sich, zumindest für Gesine Empfinden, als nicht überbrückbar. Auch die Gedankengespräche mit Francine »belegen«, daß es keine Verständigungsbasis zwischen den Rassen gibt. In ihrem Fall kommt erschwerend der soziale Unterschied hinzu, der bei der marxistisch erzogenen Gesine tiefe Beschämung auslöst. Sie ist überzeugt, daß sie mit allen ihren wohlmeinenden Versuchen nur gegen die Mauer der gesellschaftlichen Bedingungen anrennt. Es gibt nur ein Nebeneinander von Schwarz und Weiß, wie es auch nur ein Nebeneinander von Juden und Deutschen geben kann, das vom Verschweigen und von der Lüge geprägt ist.

Gerade weil die Kommunikation oft unmöglich gemacht wird, darf man bei Gesine ein Bedürfnis nach Austausch unterstellen. Die Gedanken-dialoge stellen den Versuch dar, wenigstens die Möglichkeit eines Gesprächs zu formulieren, die dann oft zur Unmöglichkeit wird.

7.7 Weitere Gedankengespräche auf der Gegenwartsebene

de Rosny (JT, 1472)

Nach einem von de Rosny befohlenen Mittagessen hoch oben im Östlichen Turm der Bank sucht der Vizepräsident ein vertrauliches Gespräch mit der Angestellten Cresspahl. Er bittet sie um einen Gefallen: Sie soll »noch etwas« für die Bank tun, außer daß sie ihr Kind ein viertel oder halbes Jahr aus der Schule nimmt. Es ist etwas Heikles; de Rosny sieht Gesine nicht an, wenn er mit ihr spricht, er sagt ihr nicht genau, um was es sich handelt, er weist nur darauf hin, daß sie auch Nein sagen könnte. Da im Kontext von »Befangenheit, Scham, Geniertheit« die Rede ist, läßt sich vermuten, daß er sexuelle Dienste von ihr in Prag erwartet. Die Fortsetzung dieses Dialogs unter vier Augen findet lediglich als Gedankengespräch statt. De Rosny droht Gesine für den Fall, daß sie sich widerspenstig zeigt, nicht nur mit Kündigung, sondern mit dem Eintrag in die Schwarze Liste, so daß sie an der ganzen Ostküste keine Arbeit mehr bekäme. »Sogar an Ihrer Arbeitserlaubnis könnten wir was drehen«, verkündet er unheildrohend.

Es ist Gesine, die ihm diese Gedanken unterstellt. Das – nicht wörtlich artikuliert – Ansinnen, das er an sie richtet, reicht offensichtlich für solche Befürchtungen aus. Gesine weiß oder glaubt zu wissen: »[...] er ist einer von denen, vor denen sind wir gewarnt worden auf der Schule. Er ist das feindselige Geld.« (JT, 1471).²⁴

²⁴ Zu den weiteren Konsequenzen dieses Gespräch vgl. Gerlach, Ingeborg: Ein Ring für D. E. Zum Tageseintrag des 1. Juli 1968, in: Johnson-Jahrbuch, Bd. 6, Göttingen 1999, S. 289–294.

Wider besseres Wissen und ohne inneres Engagement tritt Gesine die Reise nach Prag an. Nach dem Tod D. E.'s hat sie noch weniger Grund als vorher, sich der Weisung ihres Chefs zu widersetzen. Sie will ihrer Tochter die Heimat erhalten, damit diese vor Gesines Schicksal bewahrt bleibt.

Mißlingende und gelingende Kommunikation

Angesichts einer problematisch gewordenen Beziehung drängt es Gesine nach Ausgleich, den sie im Gedankengespräch versucht; doch ein solches Gespräch kommt offensichtlich nur zustande, wenn der Gesprächspartner als aufrichtig empfunden wird. Nur dann kann sich Gesine einen authentischen Dialog mit dieser Person »vorstellen«. Bei ihrer Bürokollegin Amanda Williams ist dies nicht der Fall.

Amanda Williams (JT, 287ff.)

»Woher kommt die Gewißheit, daß wir nur Sprache zwischen uns haben, und nicht Verständigung?« fragt sich Gesine angesichts der scheinbar unerschöpflichen Freundlichkeit ihrer Kollegin. Doch diese, registriert sie, wirkt »wie eine eingefahrene Gewohnheit, wie ein fortwährend aufgezogener Vorhang, dessen Bewegung in den Anfang zurückspringt, sobald der Anblick der unverstellten Bühne bevorgestanden hätte« (JT, 288). Nach einer mißglückten Konversation möchte sich Gesine wenigstens in Gedanken bei Amanda entschuldigen, doch sie erhält keine Antwort: »Aber es ist so, ihre Stimme hören wir nicht in Gedanken« (JT, 291).

Das Nicht-Gespräch mit Amanda Williams erhellt die Bedingungen, unter denen Gedankengespräche stattfinden können. Wo Gesine die Meinung des Dialogpartner nicht imaginieren kann, weil diese immer wieder versteckt wird, gibt es auch keine Kommunikation auf der Gedankenebene.

Gelingende Kommunikation (JT, 1226-1230)

Im Tageseintrag vom 27. Mai 1968 berichtet Gesine von ihrer Heimfahrt, die durch einen Ausfall der U-Bahn beeinträchtigt wird. Unversehens gerät sie inmitten einer wartenden Menschenmasse an zwei oder drei Schwarze. Geredet wird nicht, doch es entspinnt sich ein Gedankengespräch zwischen dem »rosa Kind« und den »großen schwarzen Männern«. Man tauscht sich über die Situation aus, und als schließlich die nächste halbwegs leere Bahn eintrifft, sind es die Schwarzen, die Gesine mit vereinter Kraft in den Zug schubsen und ihr sogar noch den verlorenen Schuh nachreichen. Sie fährt davon, die Männer bleiben zurück.

Das Gespräch hat daher keinen eindeutigen Bezugstext, höchstens die

üblichen Vorurteile über Gefahren des U-Bahnfahrens. Hier wird eine Gegenversion zu den gängigen Angstparolen aufgestellt: die Solidarität der U-Bahnbenutzer, die sich im stummen Dialog konstituiert, führt sogar zu effektiven Taten, die in gemeinsamer Anstrengung praktiziert werden.

Das Gespräch entwickelt sich aus dem Gegeneinander zum Miteinander; aus gegenseitiger Hilfe erfolgt die Bildung einer Solidargemeinschaft:

Das können wir immer noch, was?

Is ja bloß n Schaden an der Ubahn.

Kennen wir doch. New York bleibt New York.

An die Stelle des Gefühls von Hilflosigkeit tritt das Bewußtsein eigener Kraft, die Männer lassen sich nicht irritieren, sie resignieren nicht. (*»Hier gibt keiner auf.«*)

Ausgerechnet im Zentrum der für die Isoliertheit ihrer Bewohner verurteilten Metropole, in der berühmigten U-Bahn finden ein paar Leute zusammen, die einander Hilfe leisten (bis hin zum Aufstemmen des Wagens, damit Gesine nicht ohne Schuh reist) und die selbstlos zugunsten der jungen Frau zurückbleiben: ein kleiner Vorgriff auf die Zeiten, »in denen der Mensch dem Menschen ein Helfer ist« (Brecht, »An die Nachgeborenen«). Es findet nur in Gedanken statt, doch es zeugt von einer – wenn auch fragilen – Gemeinschaft, die sich jeden Tag neu konstituieren muß und die doch virtuell besteht:

Bis morgen, ihr!

Schon gut, du. Bis morgen.

New York Times (JT, 227–229)

Dieses »Gespräch« nimmt eine Sonderstellung ein, weil die Dialogpartnerin kein Mensch, sondern eine »Institution« ist, die personifizierte New York Times. Indirekt wird damit belegt, daß die »Stimmen« nicht unabhängig von Gesine existieren, sondern eine Projektion ihres Bewußtseins sind.

Gesine beschreibt die »Tante Times« als eine Person, die eifrig, fast aufdringlich auf dem Besucherstuhl sitzt und ihr einen Vortrag hält. Für Gesine zählt die Tante zu den »Erziehern«, von denen sie, Gesine, bereit ist, Belehrung anzunehmen. Das emotionale Verhältnis, das Gesine zu ihr entwickelt hat, bringt es mit sich, daß sie heftig reagiert, wenn sie den Verdacht hegt, sie solle dazu gebracht werden, etwas zu denken, was ihrer eigenen Lebenserfahrung widerspricht.

Es ist kein auf Übereinstimmung beruhendes Gespräch. Gesine will kein Vergessen, auch wenn sie schwer an der Last der Erinnerung trägt.

Der Eifer, mit dem die Tante die neuesten Errungenschaften der Forschung verkaufen will, verstärkt Gesines Besorgnis.

8. Abschließende Bemerkung

Jahrestage ist ein Roman, in dem Kommunikation eine zentrale Rolle spielt. Ursache dafür ist zum einen die Tatsache, daß das Erzählen problematisch geworden ist und daher als ›Erzählen im Erzählen‹ thematisiert wird. Zum anderen ist Gesines Bericht mit ihren eigenen affektgeladenen, oft widersprüchlichen Beziehungen zu den Personen ihrer Vergangenheit und Gegenwart eng verbunden. Sie erzählt nicht zuletzt deshalb, weil sie diese Personen zu verstehen versucht. Je weiter die Geschichte fortschreitet, desto stärker verändert sich auch ihr Verhältnis zu ihnen.

So kommt Gesines »Stimmenhören« im Roman eine doppelte Funktion zu. Die Erzählung wird zum *work in progress* durch das – tendenziell unabschließbare – Hinzufügen immer neuer Details, die Gesine imaginieren kann, wenn sie in einen Dialog mit ›ihren‹ Personen eintritt. Gleichzeitig lotet sie ihre Beziehung zu diesen Personen von ihrer Seite her aus, sie stellt fest, welcher Art ihre Beziehung ist, und erprobt, wenn nötig und möglich, eine Veränderung.

Zum Komplex des sich immer weiter präzisierenden Erzähltexts: Es ist kein feststehender Handlungskomplex, den Gesine berichten will; sie muß sich selbst ihre Materie während des Erzählens zurechtlegen. Ihre Gespräche mit Marie oder D. E. tragen zu mehr Genauigkeit bei, gleiches gilt für die Dialoge mit den Eltern oder den anderen Toten. Im Extremfall ›vermittelt‹ Gesine durch ihr Erzählen sogar ein posthumes Gespräch zwischen ihren beiden längst verstorbenen Eltern (JT, 106, 705), durch das der Leser tieferen Einblick in Lisbeths Gefühlsleben gewinnt. Möglicherweise trägt es dazu bei, daß auch Gesines emotionales Verhältnis zu ihrer Mutter sich wandelt. Indem sie immer mehr Details ihres Bildes von Lisbeth imaginiert, wird diese ihr langsam zugänglich, weil vorstellbar.

9. Die Stimmen – Eine ›Antwort‹ auf Proust?

Die *Jahrestage* enthalten, wie in der Forschungsliteratur mehrfach konstatiert wurde, eine Auseinandersetzung mit Marcel Prousts *A la recherche du temps perdu*. Die jüngste und bislang fundierteste Abhandlung zu diesem

Komplex stammt von Bernd Auerochs.²⁵ Dreimal versucht(e) – seiner Darlegung nach – Gesine einzutreten in die Vergangenheit, doch die Tür dorthin öffnet sich nicht für sie. Die vollkommene Verschmelzung des vergangenen und des gegenwärtigen Augenblicks bleibt ihr versagt, wenn sie dergleichen mit gezielter Absicht versucht (JT, 8f., 63f., 1494f.). Wenn sich aber bei bestimmten Gelegenheiten die unwillkürliche Erinnerung doch einstellt, dann erweist sich das Erinnerte als suspekt wegen seiner falschen Idyllik (JT, 124f.). Gesine greift dann lieber auf ihr bewußtes Gedächtnis zurück, das die unwillkürliche Erinnerung als falsch diskreditiert.²⁶

Hier soll nun die Überlegung angestellt werden, ob mit Gesines Stimmenhören nicht doch ein Äquivalent für die verwehrte Rückkehr in die Vergangenheit geboten wird. Möglicherweise stellen die Stimmen, die den authentischen Klang aus der Vergangenheit in die Gegenwart transportieren, ein Gegenstück zur *mémoire involontaire* dar. Im Text des Romans ist der Spottvers über das »Hackenniedertreten« (JT, 8), den Gesine am Strand von New Jersey »hört« und der die Atmosphäre ihre Kinderzeit reproduziert, der erste – für den Leser noch unkenntliche – Beleg für Gesines extraordinary Fähigkeit. Das Phänomen ereignet sich im Zusammenhang mit Gesines erster vergeblichen Beschwörung des Gefühls von damals. Daß es sich um eine Situation handelt, die eindeutig auf Prousts *Recherche* verweist, hat Auerochs hervorgehoben. Zwar kann sie jenes Gefühl nicht wiederfinden (während Marcel in gleicher Lage durch die aufsteigende Erinnerung beglückt wird), doch sie »hört« die Stimmen von damals, und sie kann noch einmal ein Gespräch mit den Personen von damals führen. Oder vielmehr: Sie kann die Meinungen, Erwägungen, Emotionen vorbringen, die sie heute hegt, und kann sie mit dem konfrontieren, was ihr als die Position ihrer Gesprächspartner im Bewußtsein geblieben ist.

25 Auerochs, Bernd: »Alles das brachte die verlorene Zeit nur wieder als einen Gedanken«. Proustbezüge und Proustkritik in Uwe Johnsons *Jahrestagen*, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift, Bd. 47, 1997, S. 431–448. Mit meinen folgenden Überlegungen schließe ich mich Auerochs' Ausführungen an, versuche aber noch einen Schritt weiter zu gehen mit der Überlegung, ob Johnson nicht doch seiner Protagonistin einen – nicht ganz unproblematischen – »Ersatz« für die *mémoire involontaire* gestiftet haben könnte in Gestalt des »Stimmenhörens«.

26 »[...] versieht mein Gedächtnis den freundlichen Anblick und Augenblick und Moment mit einem scharfen Rand von Gefahr und Unglück« (JT, 125), kommentiert Gesine einen dieser »idyllischen« Augenblicke. Auerochs verweist hier auf »den gesellschaftlichen Kontext« der erinnerten Idylle. (Ich halte es für möglich, daß es sich um eine Reminiszenz an die mit Wendisch Burg verknüpfte Ingrid-Babendererde-Thematik handelt.)

Der Kontext legt zumindest als plausible Möglichkeit nahe, daß Johnson seine Protagonistin statt mit der Proustschen Vergangenheitsbeschwörung mit einer anderen, gleichfalls mit dem Komplex des Erinnerns verknüpfte ›Gabe‹ beschenkt hat. Sie läßt sie nicht nur die Grenzen der Zeit, sondern auch die des Raumes überwinden, allerdings nur auf eine subjektive und reflexive Weise. Die realen Schranken kann Gesine nicht überschreiten, und das Bewußtsein der Gegenwart wird für sie auch nicht überlagert durch das der Vergangenheit. Es fehlt das Gefühl der Zeitlosigkeit und das damit verbundene Glücksempfinden. Sie bleibt in ihrem Jetzt und Hier. Mehr noch: Sie bleibt im Rahmen ihres jetzigen Bewußtseins und soll sich von da aus mit ihren Dialogpartnern auseinandersetzen.

Die Gedankengespräche bedeuten Prüfung und Selbstprüfung. Hier wird ausgesprochen, was sonst mit Rücksicht auf Konventionen verschwiegen wird. Gesine überprüft ihre Beziehung zu bestimmten Personen, und sie überprüft zugleich sich selbst, indem sie diesen in den Mund legt, was sie gegen sich selbst an Einwänden vorzubringen hat. Das stellt allerdings auch eine Chance dar: Sie kann auf der Grundlage ihres jetzigen Wissen und ihrer jetzigen Gefühle noch einmal in die Diskussion eintreten. Sie hat die Möglichkeit, Versäumtes nachzuholen (wenn auch nur in ihren Gedanken). Sie erhält die Gelegenheit, sich ein verändertes Bild ihrer Dialogpartner schaffen, wenn sie die Gestaltungskraft dafür aufbringt, und sie kann ihre Beziehung zu der betreffenden Person entsprechend diesem neuen Bild verändern.

Dr. *Ingeborg Gerlach*, Halberstadtstr. 16, 38124 Braunschweig